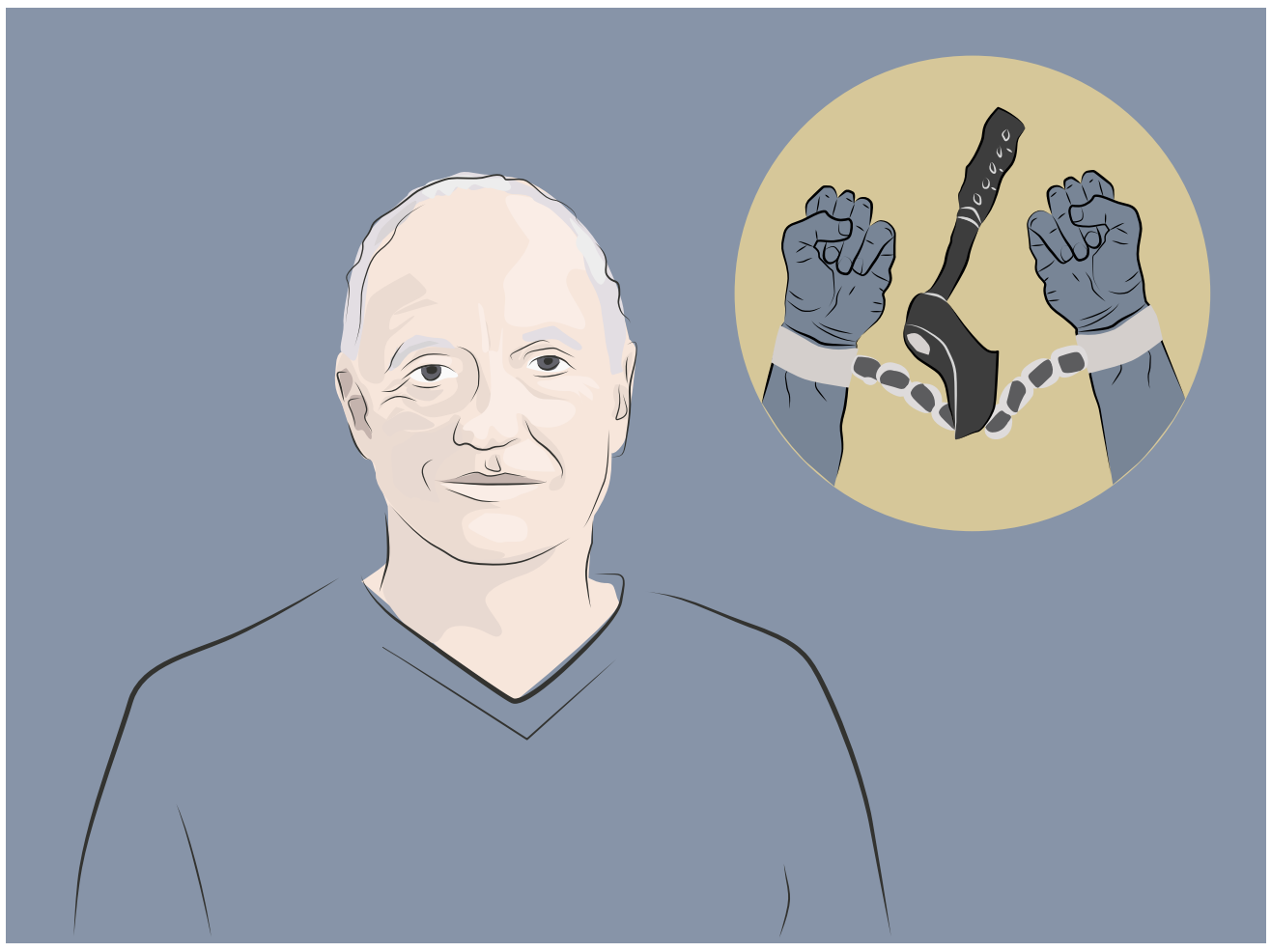
Neue Zürcher Zeitung

«Razzien allein reichen gegen Black Axe nicht»

Uli Derks hat in Deutschland Ermittlungen gegen die nigerianische Bande Black Axe geleitet, die auch in Zürich aktiv ist. Für eine nachhaltige Wirkung sei es wichtig, an die Hintermänner heranzukommen, sagt er im Gespräch mit Linda Koponen

An der Zürcher Langstrasse werden junge Nigerianerinnen zur Prostitution gezwungen. Das zeigen Recherchen der NZZ. Orchestriert wird der Menschenhandel von einer nigerianischen Bande, die sich immer stärker in der Schweiz ausbreitet. Sie nennt sich Black Axe. Noch ist wenig über das kriminelle Netzwerk bekannt. Was man weiss: Die Axemen, wie sich die Mitglieder selbst nennen, sind neben dem Menschenhandel auch im Drogenhandel tätig. Sie nutzen Betrugsmaschen wie «romance scam» und betreiben Geldwäsche.

In der Schweiz obliegt der Kampf gegen die organisierte Kriminalität den einzelnen Kantonen. Bis heute fehlt eine nationale Datenbank, die den Ermittlern einen Überblick geben könnte. Bisher hatten die Behörden hierzulande der nigerianischen Bande wenig entgegenzusetzen. Anders in Deutschland. In Bochum gelang es der Kriminalpolizei 2019, einen nigerianischen Menschenhändler und eine Zuhälterin zu überführen. Möglich war der Schlag gegen die Black Axe nur dank einer aufwendigen Telefonüberwachung und internationaler Zusammenarbeit. Uli Derks hat die Ermittlungen geleitet. Im Gespräch erzählt er, wie die Polizei bei den Ermittlungen vorgegangen ist und was die Schweiz vom Fall in Deutschland lernen könnte.



«Wir haben erst wenige Erkenntnisse zu Black Axe. Das, was wir wissen, deutet aber darauf hin, dass es sich um eine gefährliche Gruppierung handelt», sagt Uli Derks.

ILLUSTRATION ANJA LEMCKE / NZZ

Herr Derks, im Gegensatz zur italienischen Mafia oder zu den südamerikanischen Drogenkartellen ist die Black Axe in der Schweiz noch völlig unbekannt. Wie ist das möglich?
Organisierte Kriminalität geschieht oft im Verborgenen und kommt nur durch intensive und zielgerichtete Ermittlungsarbeit ans Tageslicht. Die Bürgerinnen und Bürger sind in den seltensten Fällen direkt betroffen und erstatten Anzeige. Zudem haben sich die Nigerianer im Gegensatz zu türkischen und italienischen Gruppierungen bisher sehr bedeckt gehalten. Es gab kaum Operationen gegen sie, weil der Polizei die Informanten fehlen. Auch das ist speziell: In anderen Gruppierungen gibt es immer wieder auch Leute, die mit der Polizei zusammenarbeiten.

Als wie gefährlich schätzen Sie die Black Axe ein?
Das ist eine schwierige Frage, weil wir erst wenige Erkenntnisse haben. Das, was wir wissen, deutet aber darauf hin, dass es sich um eine gefährliche Gruppierung handelt.

Bisher gab es in Europa erst wenige erfolgreiche Ermittlungen gegen die Black Axe. Ihnen ist es 2019 in Bochum gelungen, einen nigerianischen Menschenhändler zu überführen, der Verbindungen zu dieser Bande hatte. Wie sind Sie auf den Mann aufmerksam geworden?
Die örtliche Sitte (Anm. d. Red: Jene Abteilung, die für das Milieu zuständig ist) hat bei der Kontrolle eines Bordells ein junges Mädchen angetroffen, und die Kollegen hatten den Verdacht, dass die Frau sich illegal in Deutschland aufhält. Die Ermittlungen zeigten dann relativ schnell, dass sie ein Opfer von Menschenhandel war. Ihre Aussagen führten uns zu den Hinterleuten, die ihre Reise nach Deutschland organisiert hatten. Von einem Mann namens Kelly und einer Zuhälterin, die sie als Madame bezeichnete, war sie in Bochum einem Bordell zugeführt worden. Wir fingen an, ihre Telefongespräche abzuhören und sie zu observieren. Nach und nach fanden wir so heraus, wie das System funktionierte.

Was haben Sie über das Netzwerk herausgefunden?
Kelly und seine Leute haben sehr professionell und sehr intensiv gearbeitet.

> «Wenn man in einem Bordell auf Frauen aus Benin-Stadt und der Umgebung trifft, dann muss man davon ausgehen, dass sie Opfer von Menschenhandel sind.»

Und sie sind mehrgleisig gefahren. Zum einen haben sie die jungen Frauen betreut, sie den Bordellen zugeführt und das Geld einkassiert. Kelly fuhr jeden Montag die einzelnen Bordelle ab. Wenn es irgendwo eine Polizeikontrolle gab und eine Prostituierte nicht mehr dort arbeiten konnte, hat er sofort ein neues Etablissement gesucht, damit sie woanders weiterarbeiten konnte. Zeitgleich haben sie weitere Frauen aus Nigeria nach Deutschland geholt.

Waren sie auch in anderen Bereichen als der Prostitution aktiv?
Sie waren im grösseren Stil in Waren-Kredit-Betrügereien involviert. Unter falschen Identitäten haben sie Handys und andere Elektronik bestellt und weiterverkauft. Wenn diese Leute mit der gleichen Energie und dem gleichen Ehrgeiz in einem normalen Beruf tätig wären, wären sie sehr erfolgreich.

Wie haben Sie es geschafft, das Opfer zur Aussage zu bewegen?
Es hat viel Geduld und Verständnis gebraucht, ihr Vertrauen zu gewinnen. Das junge Mädchen, das von der Sitte festgenommen wurde, war traumatisiert. Sie hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, sie hat geschrien, und die Kollegen hatten Angst, dass sie sich etwas antun könnte. Während einer Vernehmung ist sie weinend davongelaufen, weil sie es nicht mehr ausgehalten hat. Wenn sie gesprächsbereit war, hat sie den Kollegen ihre liebsten Zeichentrickfilme gezeigt. Sie stand nicht nur wegen ihres Alters, sondern auch wegen des geleisteten Juju-Schwurs unter Druck. Beim Ritual war ihr eingeredet worden, dass schlimme Dinge passieren, wenn sie mit der Polizei zusammenarbeiten sollte.

Nur wenige Fälle schaffen es bis vor das Gericht. Woran scheitern die Ermittlungen?
An fehlenden Beweisen und mangelndem Verständnis. Zum einen muss man intensiv und akribisch ermitteln, so dass man schon durch die eigene Polizeiarbeit eine gute Beweislage schafft. Andererseits muss man die Kultur und die Situation dieser Mädchen verstehen. Wir hatten noch nie zuvor von Juju gehört. Am Anfang erwischte ich mich dabei, dass ich darüber schmunzelte, wie Leute an böse Geister glauben können. Wir haben uns dann aber bei Fachleuten Rat geholt und erkannt, dass wir uns darauf einlassen müssen. Das war ganz wichtig. Als Beamter sollte man nicht immer von sich und seiner eigenen Kultur ausgehen.

In Zürich fordert eine Fachorganisation mehr Ressourcen für auf Menschenhandel spezialisierte Ermittlerinnen und Ermittler. Braucht es das?
Die Forderung ist sicherlich berechtigt. Wir hatten keine speziell ausgebildeten Leute, aber das Glück, dass in unseren Reihen auch Kolleginnen und Kollegen waren, die von ihrer Persönlichkeit her geeignet waren, mit den Opfern umzugehen.

Ressourcen brauchten Sie nicht nur für die Befragung der Opfer, sondern auch für die Abhörung der Telefonate.
Es war ein riesiger Aufwand: Wir mussten lückenlos zu Papier bringen, wie die ganze Maschinerie funktioniert – von der Anwerbung der Frauen in Nigeria bis zu ihrer Ankunft in Deutschland. Es war entscheidend, dass die Informationen im Gericht verwertbar waren. Wir hatten zwölf Leute, die sich um die Telefonüberwachung gekümmert haben. Manche von ihnen haben bis zu acht Wochen am Stück durchgearbeitet, ohne Wochenende, und bis zu dreizehn Stunden am Tag. Wir hatten eine unfassbare Masse an Daten. Kelly und seine Leute haben von morgens bis abends telefoniert. Sie haben auch viel Klartext gesprochen. Vermutlich fühlten sie sich sicher, weil sie Telefone nutzten, ohne selbst Anschlussinhaber von diesen Geräten zu sein, oder weil sie dachten, man könnte die Dialekte nicht übersetzen.

Sie haben auch Telefone von Frauen, die von Nigeria nach Deutschland geschleust wurden, abgehört.
Das war sehr belastend für die Kolleginnen und Kollegen. Sie waren live dabei und haben mitbekommen, wie die Mädchen vergewaltigt und geschlagen wurden. Die einzelnen Etappen mussten von Kelly per Hawala Banking bezahlt werden. Wenn das Geld mal stockte, bekamen die Mädchen nichts zu essen und zu trinken. In Libyen wurde damit gedroht, sie weiterzuverkaufen oder schon dort der Prostitution zuzuführen. Es gab viele schlimme Szenen am Telefon, die Mädchen haben geweint und geschrien. Kelly hat das nichts ausgemacht. Er hat mit einer Kälte agiert, als wären sie eine Kiste Bananen, die irgendwohin verschickt werden soll.

Das ist grauenvoll. Wie kann es sein, dass organisierte Kriminalität nicht stärker bekämpft wird?
Die grösste Herausforderung ist das mangelnde Personal. Die Polizeiarbeit ist vielfältig, und in erster Linie muss den Bürgern dort geholfen werden, wo es ihnen weh tut. Das sind dann eben Dinge, die in der Öffentlichkeit stattfinden: Einbrüche oder Streitigkeiten zwischen Rockern oder Vorfälle wie jene in der Silvesternacht, als Migranten die Polizei mit Böllern beschossen haben. Da wird viel Personal reingesteckt, was ja auch richtig ist. Aber es gibt eben auch organisierte Kriminalität, die hinter verschlossenen Türen stattfindet und von der die Öffentlichkeit nichts mitbekommt.

Die Politik nimmt das Problem also nicht genügend ernst?
Ich glaube schon, dass das ernst genommen wird. Die Ressourcen müssen verteilt werden, und die Politiker müssen dabei auf die Stimme des Bürgers hören.

Nach der Recherche der NZZ haben in Zürich verschiedene Politiker mehr Razzien und konsequente Ausschaffungen gefordert. Was halten Sie davon?
Razzien allein reichen nicht. Wenn man etwa an die Drogenszene am Platzspitz zurückdenkt, sieht man, dass mehr Kontrollen das Problem nicht lösen. Die Süchtigen wurden vom Park verscheucht, sind aber nicht verschwunden. So verhält es sich auch bei der organisierten Kriminalität. Wenn ich viele Razzien mache, dann verhindere ich vielleicht, dass in einer Stadt in einem bestimmten Bordell nigerianische Banden ihr Geld verdienen. Aber am nächsten Tag – und diese Erfahrung haben wir gemacht – sind die Frauen woanders und machen da weiter. Mit Verdrängung gewinnt man nichts. Man muss an die Hintermänner kommen, nur das hat eine nachhaltige Wirkung.

Sie waren vor einiger Zeit in Zürich und haben den Fall den hiesigen Behörden vorgestellt. Was haben Sie den Zürcher Kollegen geraten?
Wenn man bei einer Kontrolle in einem Bordell auf Frauen aus Benin-Stadt und der Umgebung trifft, dann muss man davon ausgehen, dass sie Opfer von Menschenhandel sind und das verdiente Geld jemandem abliefern müssen. Jedes dieser Mädchen bietet einen Ansatzpunkt für eine grössere Ermittlungsoperation. Natürlich ist es gerade für kleine Behörden schwierig, genügend Ressourcen bereitzustellen. Die braucht es aber, denn sonst wird die organisierte Kriminalität nicht weniger, sondern mehr.

In Zürich stehen noch immer jeden Tag junge Nigerianerinnen an der Langstrasse und schaffen an.
Die Kunden nutzen schamlos die Not junger Menschen aus, und auch darüber sollte man sprechen. Die Männer sollten sich Gedanken darüber machen, ob es wirklich sein muss, dass man ein Haus wie die Lugano-Bar aufsucht und so im Grunde erst die Ursache dafür setzt, dass junge Mädchen aus ihrer Heimat herausgerissen werden und dann in einem schmutzigen Bordell landen. Es ist auch nicht so, dass da nur Bescheuerte hingehen, sondern alle Schichten der Bevölkerung vom Arbeitslosen bis zum Arzt.